

Buchbesprechungen

Barry Bluestone/Bennett Harrison, Geteilter Wohlstand. Wirtschaftliches Wachstum und sozialer Ausgleich im 21. Jahrhundert, Campus Verlag, Frankfurt/M./New York 2002, 375 S., 34,90 €

Die beiden Autoren gehören seit langem zu den Gegnern des Schönredens der amerikanischen Wirtschafts- und Gesellschaftsentwicklung durch die herrschende neoklassische Schule und die Markverherrlichung seitens der Konservativen. Bereits in den 1980er-Jahren wiesen Bluestone und Harrison auf die einseitige Zunahme der Niedriglohnbeschäftigung im Verlauf des so genannten „amerikanischen Beschäftigungswunders“ hin, kritisierten den Deindustrialisierungsprozess in den USA, der als Aufbruch in die „moderne“ Dienstleistungsgesellschaft gefeiert wurde und wird und machten sich bei allen Status-quo-Verfechtern richtig unbeliebt, so dass ihnen die Spitznahmen „Mister Doom“ und „Mister Gloom“ angeheftet wurden. Doch Niedergang und Düsternis sind in dieser jüngsten Veröffentlichung des Autorenpaars nicht mehr das Thema, sondern es geht ganz im Gegenteil um eine euphorische Zukunftserwartung, die sich im Wesentlichen auf die Fortschritte der Informations- und Telekommunikationsindustrie und die vermuteten anhaltenden Produktivitätssteigerungen gründet.

Das Manuskript wurde von Bluestone in der ersten Jahreshälfte 1999 beendet, nachdem sein Koautor Harrison verstorben war. Die Erfahrungen mit dem Börsencrash, dem starken Konjunkturabschwung und der nun doch wieder sehr viel düsteren Niedergangsperspektive standen also noch aus, und daher ist es verständlich, dass selbst so standhafte Skeptiker und scharfsichtige Analytiker wie diese beiden „Radikalen“ unter den US-amerikanischen Ökonomen mit ihrem optimistischen Gedankenausflug in eine prosperierende und gerechtere Zukunftswirtschaft ein wenig vom Boden der Realität abhoben.

Die Grundlinien der Argumentation folgen einer rhetorischen Gegenüberstellung von zwei Modellen - dem „Main-Street-Modell“ und dem „Wall-Street-Modell“. Ersteres orientiert sich an der Phase hohen Wachstums während der ersten Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges: Annäherung an die Vollbeschäftigung, Beteiligung der breiten Bevölkerung am Wohlstandszuwachs, Kampf gegen die soziale Armut, umfassende Infrastrukturinvestitionen und Ausbau sozialer Sicherungssysteme. Diese rückblickend als goldene Zeiten erscheinenden Jahrzehnte - so die Autoren - waren vor allem einer aktiven interventionistischen Wirtschaftspolitik zu danken, die inspiriert vom Standard-Keynesianismus mittels antizyklischer Fiskalpolitik und langfristig angelegter öffentlicher Investitionen für Zukunftsvertrauen und optimistische Absatzerwartungen der Privatwirtschaft sorgte. Damit wurden die Risiken der privaten Investoren reduziert, und die Unternehmen konnten darauf bauen, dass ihre Kapazitätserweiterungen auch auf entsprechende Nachfrage treffen würden. Die wirtschaftspolitischen Empfehlungen und Zukunftshoffnungen der Autoren bauen auf die Regeneration dieses zwischen 1950 und 1973 so erfolgreichen Konzepts und sie prognostizieren, dass die Chance, wieder zu langfristigem Wachstum und sozial gerechterer Verteilung zu gelangen, verspielt wird, wenn Regierung und Öffentlichkeit sich nicht vom „Wall-Street-Modell“ abwenden. Dieses Modell entspricht der neoliberalistischen Angebotspolitik und ihrer theoretischen Fundierung durch die neoklassische Gleichgewichtstheorie, also die inzwischen hinlänglich bekannte Vorstellung, alles sei am besten über den von staatlichen Eingriffen freien Marktprozess zu gewährleisten.

„Eine allzu vorsichtige Geldpolitik, eine Fiskalpolitik, die Forschung und Entwicklung vernachlässigt, zu geringe Investitionen in Infrastruktur, Bildung und Ausbildung sowie die Vernachlässigung oder bewusste Unterminierung von Gesetzen und Regulierungen, die zur Verbesserung von Löhnen und Arbeitsnormen führen, standen im Zentrum des neuen Wall-Street-Modells. Anstatt den Leuten die Mittel und die institutionelle Unterstützung zu bieten, mit einer Welt des hypermobilen Kapitals und einer chronisch unsicheren Zukunft fertig zu werden, hat die Regierung den Weg des „niedrigen Niveaus“ mit immer gnadenloser konkurrierenden Kapital- und Arbeitsmärkten eingeschlagen. Die Vorstellung, dies habe den Bestand der Prosperität nicht bedroht, sondern gefördert, muss als Illusion erkannt werden“ (S. 310).

Bluestone/Harrison liefern eine Fülle wirtschaftsgeschichtlichen Materials zum Nachkriegswachstum der US-Wirtschaft, umreißen die Entwicklung der jüngeren Wachstumstheorien, zeichnen die Kontroversen zwischen den Wachstumstheoretikern nach und bieten eine tiefgreifende Kritik der Schwachstellen und Irrtümer des „Wall-Street-Modells“. Diese wissenschaftlich fundierte Abhandlung bleibt durchweg auch für ökonomisch interessierte Laien gut lesbar, und der Anspruch der Autoren, eine Grundlage für die Diskussion über die Wirtschaft des 21. Jahrhunderts zu liefern, wird durchaus eingelöst. Im Sinne der Diskussion des Themas müssen allerdings auch einige weiße Flecken moniert werden, die die beiden Wirtschaftswissenschaftler gelassen haben. Allzu einfach und bechönigend übergehen sie die Widersprüche zwischen Wachstum und Umweltzerstörung. Es findet sich nichts zu den extremen Energie- und Ressourcenverbräuchen der USA. Wenig Gedanken machen sie sich auch über die Möglichkeit einer langfristigen Stagnation, die gerade aus den Veränderungen resultiert, die aus dem historischen Wachstumsprozess selbst, insbesondere dem Produktivitätsanstieg resultieren. Die einschlägigen Arbeiten von Keynes sind offenbar unbekannt, und auch andere prominente Stagnationstheoretiker wie Alvin H. Hansen, Baran/Sweezy, J. Steindl oder J. Fourastié tauchen nicht einmal im Literaturverzeichnis auf. Schließlich kann über die Wirtschaft im 21. Jahrhundert nicht recht seriös debattiert werden, wenn das Verhältnis von armen und reichen Volkswirtschaften außer Blickweite liegt. Diese Defizite

lassen sich auch kaum mit dem Verweis entschuldigen, es ginge nur um eine neue Prosperität der US-Wirtschaft.

Insgesamt ein anregendes, lesenswertes Buch, aber vielleicht wäre es noch gewichtiger für die Zukunftsdebatte geworden, wenn das Manuskript nicht im letzten Jahr des New-Economy-Booms, sondern im ersten des folgenden Crashes seine Endfassung erhalten hätte.

*Karl Georg Zinn,
Aachen*

Martin Doerry, Mein verwundetes Herz. Das Leben der Lilli Jahn 1900-1944, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart/München 2002, 351 S., 24,90 €

„Mein Amade, mein lieber, kleiner Amade...“ So schreibt die junge Ärztin Lilli Schlüchterer, verliebt wie sie ist, an ihren späteren Mann, den Arzt Ernst Jahn. Die Tochter einer in Köln ansässigen jüdischen Kaufmannsfamilie ist eine fröhliche, lebenslustige Person. Sie reißt ihren zurückhaltenden, offenbar introvertierten Mann mit ihrem Temperament immer wieder mit. Doch Ernst Jahn hat die junge Jüdin aus der angesehenen Kaufmannsfamilie eigentlich nicht heiraten wollen. Er war ursprünglich in eine andere verliebt, die ihn aber am Ende sitzen ließ. So kommt es zur Ehe mit Lilli Schlüchterer, die ihrem Mann fünf Kinder schenkt. Das älteste, der Sohn Gerhard, Jahrgang 1929, wird Jahrzehnte später einmal deutscher Justizminister in der Regierung Brandt/Scheel. Als Jahn stirbt, finden seine Geschwister auf dem Dachboden seines Hauses in Marburg Hunderte von Briefen, die sie in der Kinderzeit der Mutter geschrieben und von ihr erhalten haben. Ein Enkel, der heutige stellvertretende Chefredakteur des „Spiegel“, Martin Doerry, macht sich an eine mühsame Recherche, sichtet das Briefmaterial, befragt die noch lebenden Angehörigen. Entstanden ist in seiner Herausgeberschaft ein Buch, das als erschütterndes Dokument über jüdisches Leben in Deutschland in der Zeit des Holocaust eine ähnlich herausragende Stellung einnehmen wird wie das Tagebuch der Anne Frank oder die Erinnerungen von Viktor Klemperer. Es sind Zeugnisse, deren absolute Glaubwürdigkeit und Aufrichtigkeit an keiner Stelle in Frage stehen, deren Genauigkeit und Unbefangenheit die tägliche Entwürdigung und anhaltende Pogromstimmung gegenüber jüdischem Leben aufs

Schmerzhaft bewusst machen. Das Schlimmste, das einer Frau wie Lilli Jahn geschehen konnte, ist ihr widerfahren. Als Jüdin wird sie von der Geheimen Staatspolizei nach einer Denunziation festgenommen, in ein Arbeitslager in der Nähe von Kassel gebracht und im Sommer 1944 in Auschwitz-Birkenau ermordet.

Um zu verstehen, wie Lilli Jahn in diese Situation kommen konnte, muss man sich die Geschichte ihrer Ehe genauer ansehen. Ihr Mann hatte als Arzt eine gut gehende Praxis in Immenhausen. Der Arier Ernst Jahn sucht während des Krieges offenbar die Trennung von der Familie, von seiner Frau. Er verliebt sich in eine andere, zeugt mit ihr ein Kind, er und Lilli leisten Geburtshilfe. Dann - 1942 die Scheidung der Jahns. Lilli Jahn zieht mit ihren fünf Kindern in die Kasseler Motzstraße. Ihren Mann will und kann sie nicht verurteilen. Man dürfe ihm weder „Herzlosigkeit“ noch „Schlechtigkeit“ vorwerfen, auch wenn sie sich selbst „im Innersten grenzenlos einsam und verlassen“ vorkomme. An ihrer Wohnungstür bringt sie ein Namensschild an mit ihrem Dokortitel. Den darf sie aber nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht mehr führen, auch hätte sie den vorgeschriebenen Beinamen Sarah als Kennzeichen ihrer jüdischen Herkunft hinzufügen müssen. Wegen dieser „Übertretungen“ kommt sie zur Gestapo. Ob ihr Mann sie hätte schützen können, wenn er sich nicht von ihr hätte scheiden lassen? Freunde hatten ihn vorher darauf hingewiesen, dass seine Frau nach erfolgter Trennung völlig schutzlos sein werde.

Sechzehn Jahre haben die beiden miteinander gelebt, das jüngste Kind - Dorle genannt - ist gerade zwei. Als man die Mutter ins Arbeitslager Breitenau bringt, muss die älteste Tochter, die 14-jährige Ilse, sich um die Geschwister und den Haushalt kümmern. Gerhard Jahn, ihr älterer Bruder, ist zu dem Zeitpunkt bereits als Luftwaffenhelfer im Einsatz. Stolz schreibt er seiner Mutter, wie er und seine Kameraden in der Nacht einen britischen Bomber vom Himmel geholt haben. In die Hitlerjugend hatte man den Halbjuden Gerhard nicht aufgenommen, er und seine Geschwister sind Parias, die von den Nachbarn gemieden werden. Die Mädchen schreiben der Mutter oft zweimal am Tag ins Lager. In ihren Antwortbriefen vermeidet Lilli Jahn, den Kindern etwas von den fürchterlichen Zuständen in ihrer Umgebung zu berichten. Sie wird zur Zwangsarbeit herangezogen, sie schreibt nach Hause, bittet um die allernotwendigsten Utensilien, um et-

was Brot, um Marmeladereste, versucht aus der Ferne zu raten und mitzuwirken. Die Kinder wiederum gaukeln der Mutter eine heile Welt vor, berichten von ihren kleinen Erlebnissen und Erfahrungen, halten alles Schlimme von ihr fern. Ilse darf sie sogar kurz im Lager besuchen. Vergeblich wartet Lilli Jahn darauf, dass ihr Mann bei den Behörden vorstellig wird und sie vielleicht aus dem Lager herausholt. Sie hofft und wartet. Ilse, die Tochter, geht zur Gestapo, bittet für die Mutter, wird abgewiesen mit der Drohung, beim nächsten Mal werde man auch sie dabehalten. Als man Lilli Jahn mit anderen nach Auschwitz deportiert, gelingt es ihr noch kurz vor dem Transport, die etwa 250 Briefe ihrer Kinder aus dem Lager hinauszuschmuggeln. Bei einem Zwischenhalt in Dresden kann sie noch eine Nachricht an ihre Familie schicken: „Morgen Abend werden wir dann in Auschwitz sein. Die Mitteilungen darüber, wie es dort sein soll, sind sehr widersprechend ... ich werde weiter tapfer sein und fest die Zähne zusammenbeißen und an euch denken und durchhalten, wenn's auch noch so schwer sein wird.“

Warum ihr Ältester - Gerhard Jahn - zu Lebzeiten die Korrespondenz zwischen Mutter und Kindern unter Verschluss gehalten hat, wird man nicht mehr klären können. Auch der Herausgeber hält sich hier zurück. Vielleicht wollte er den Vater schonen, der, wie es heißt, „bis zuletzt um die Liebe und das Verständnis seiner Kinder warb“. Freilich: Eben dieser Vater hatte es nach der Festnahme seiner geschiedenen Frau Ende August 1943 abgelehnt, seine verwaisten Kinder zu sich zu holen. Und das mit dem Argument, er wisse nicht, ob dies seiner zweiten Frau recht wäre. Das Schicksal der Lilli Jahn ist nicht aus den Zufällen der Geschichte geboren. Die Briefe, die sie mit ihren Kindern wechselt, ihre anhaltende Erschütterung über das, was seit dem ersten staatlich organisierten Judenboykott bereits kurz nach Hitlers Machtantritt in Deutschland zu beobachten ist, zeugen von einer Empfindsamkeit, wie sie kein Romanschriftsteller erfinden könnte.

*Wolf Scheller,
Köln*

Monika Maron, Endmoränen, S. Fischer-Verlag, Frankfurt/M. 2002, 253 S., 19,90 €

Für viele Menschen in der einstigen DDR war die Wende eine Art Zusammenbruch, von dem sie

sich noch heute nicht erholt haben. Monika Maron, die für das rigide System in Ostberlin keine Sympathie hegte, hat gleichwohl sein Ende als eine schmerzhaft Zäsur, als ein Ende der Entzauberung begriffen, als einen Umbruch, der sie ratlos zurückließ. Die Ich-Erzählerin Johanna in Marons neuem Roman „Endmoränen“ befindet sich im Herbst dieses Missvergnügens. Sie spürt den beginnenden Alterungsprozess, ein Nachlassen von Vitalität und Leidenschaft, ein Müdewerden, das ihr so vorkommt, als hätte sie Entscheidendes verpasst, um ihrem Leben eine neue Richtung zu geben. Achim, ihr Mann, ist mit sich und mit Kleist beschäftigt. Sie sieht meistens nur seinen Rücken, der sich über bedeutendes Papier beugt. Johanna verdient sich am Schreiben von Vor- und Nachworten und möchte gerne eine Biographie über die schöne Wilhelmine, die Mätresse eines Preussenkönigs, verfassen.

Der Sommer war sehr groß. Wir sehen Johanna in ihrem kleinen Landhaus nordöstlich von Berlin über sich und ihr früheres Leben nachdenken. Ihrem meist schweigenden Mann schreibt sie einen Brief mit der Frage: „Kehrst du der Welt und mir den Rücken, weil dich mehr als der ganze lebendige Rest das bedruckte Papier vor dir interessiert, oder krallst du dich am Papier fest, um deine Unlust an der Welt zu tarnen?“ Natürlich erhält sie keine Antwort, denn natürlich hat sie den Brief erst gar nicht an Achim abgeschickt. Diese Sprachlosigkeit beim Übergang von Sommer zu Herbst gerät zusammen mit der Erinnerung an die Jahre in der DDR, die ihr vor 1989 so viel Energie abverlangten. Bei Monika Maron geht das Politische mit dem Privaten einher, jedenfalls war dies in den früheren Romanen dieser Autorin deutlich spürbar. Nun aber hat sie sich auch von dieser Ebene getrennt. Im Briefwechsel mit einem früheren Freund - Christian P. - er-

kennt sie die Übereinstimmung eines Lebensgefühls, über das sie sich erst langsam Klarheit verschafft. „Die Leidenschaft“, schreibt ihr der Freund, „verhält sich zum Genuss wie der Wahnsinn zum Denken“. Aber in der herbstlichen Einsamkeit ihrer ländlichen Idylle wehrt sich Johanna dann schließlich doch gegen die Zumutungen des Älterwerdens. Sie hat eine kurze Affäre mit einem Russen, der ihr bedeutet, dass die bevorstehende Eroberung Europas durch die Barbaren für Frauen mit Falten immerhin Chancen eröffne. Denn die Eroberer seien mehr an Wohlstand und Aufstieg interessiert als an glatter, jugendlicher Haut, meint jedenfalls Igor. Monika Maron hat mit „Endmoränen“ eine unspektakuläre Erzählung geschrieben, die nur vordergründig von den Problemen des Alterns handelt. Der Erzählton ist ein wenig sarkastisch, mitunter lapidar, aber nie larmoyant. Johanna, die eine Art Alter Ego der Autorin darstellt, begegnet uns als eine Frau, die sich, wenn überhaupt, vor der Lächerlichkeit fürchtet. Sie vermittelt den Eindruck, als ob das Leben über sie hinweggeht. Das macht sie sprachlos, auch gegenüber ihrer Tochter Laura, die schwanger ist, den Vater des Kindes aber keineswegs heiraten will, sondern nach Amerika gehen möchte. Johannas stilles Erstaunen - Sprachlosigkeit auch hier. Kein Abschiedsschmerz, kein Betrauern des Gestern, wohl aber ein lakonisches Registrieren: Es war einmal, und nun ist es vorbei. Monika Maron hadert nicht mit ihrer Vergangenheit. Sie beschuldigt niemanden, macht nur sich verantwortlich. Das hebt diese Erzählerin heraus aus dem um nostalgische Verklärung bemühten Jammertal, in dem sich manche ihrer ehemaligen Weggefährten aus DDR-Zeiten nach wie vor bewegen.

*Wolf Scheller,
Köln*